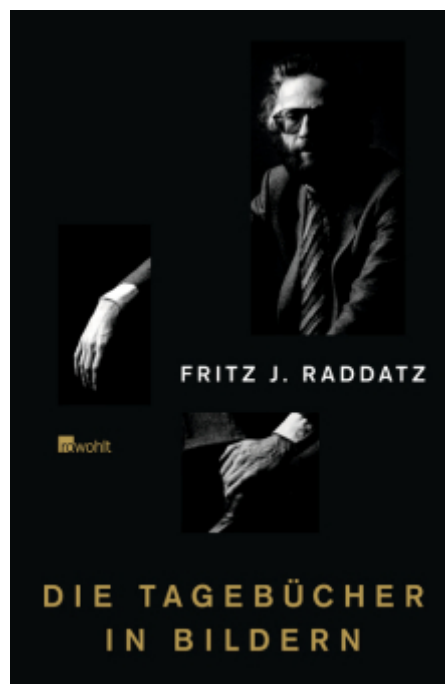


Leseprobe aus:

Fritz J. Raddatz

Die Tagebücher in Bildern



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

erbarmungslos, manchmal auch erbarmungsvoll fixiert.

Es sind keine hübschen, amüsanten Sottisen. Raddatz' Tagebuch wäre nicht der Rede wert, wenn sich da jemand bloß spöttisch-überheblich lustig machte über seine Umwelt, die ihn immerfort verkennt, weil er ein bißchen anders tickt als die ihn belästigenden Karrieristen, Opportunisten und Bequemlichkeits-Pazifisten. Hinter seinen Worten, seinen leisen und lauten Schreien, steckt heftige Problemliebeschaft. Man solle Werke und Werte ernst nehmen, soll sie sorgsam bedenken, allein darauf scheint es ihm anzukommen. Es ist der Grimm eines zwar erfolgreichen, aber nicht hinreichend akzeptierten Außenseiters. Warum er sich so wütend wehrt, was ihn drängt, darüber wird später noch ein wenig nachzudenken sein. Zunächst aber richte sich unser erschrockener Blick auf das «Wie».

Bei normalen, verbindlichen Texten, die gefällig, aber nicht völlig verlogen sein wollen, verhält es sich doch meist folgendermaßen: Alles Lobende, Preisende, Angenehme nimmt man als Leser ziemlich vorsichtig auf. Als mehr oder weniger lebenswürdiges Höflichkeits-Ritual. Bei jeder winzigen Einschränkung oder Relativierung dagegen hört man viel genauer hin: Das ist sie bestimmt, des Autors Wahrheit,

seine wirkliche Meinung. Anders bei Raddatz: Gewiß ist es ihm ernst mit seinen präzisen, kritischen, boshaften Darlegungen. Doch daß seine Opfer – immerhin ein Günter Grass, eine Gräfin Dönhoff oder ein Professor Hans Mayer – natürlich öffentlich geschützt werden als ein großer Autor, eine souveräne Aristokratin, ein brillanter Gelehrter, das bedarf keiner Erwähnung. Auf welche Weise rückt Raddatz nun beispielsweise dem Freund Grass zu Leibe? Obwohl Günter Grass seine Ehefrau Ute an jeder Ecke betrüge (was der Chronist durch die Urwaldtrommel erfahren haben will), erhebe Grass den trotzigsten Anspruch, einerseits «nicht mit schlechtem Gewissen zu leben», andererseits aber doch durchaus zu leben, wie er wolle. Dieses zweifellos bequeme Nebeneinander bezeichnet Raddatz schneidend als «Mischung aus verschwiemelter Katholizität und Größenwahnrotz». So am 4. Advent 1983. Ins einzelne geht das Tagebuch dann beispielsweise bei folgender späteren Grass-Schilderung:

«Gestern Abend bei Grass – erloschen, bitter, an NICHTS außer an sich interessiert, fragt nicht mal höflichkeits halber, woran man eventuell arbeitet, zeigt Fotos vom portugiesischen Haus (wie ein Mallorca-Rentner seine Dias),

das für ihn offenbar ein Floß der Medusa geworden ist: «Hätte ich das jetzt nicht, müßte ich außer Landes gehen». Verwindet auf keine Weise, «was mir in diesem Lande angetan wurde». Selbst die Rushdie-Affäre . . . ist nur Vorwand, von sich und eigenen Nöten zu reden: Grass holt als erstes ein – offenbar parat liegendes – Artikelchen von Rushdie, das der in der «Frankfurter Rundschau» über seinen 60. schrieb, und spricht nur davon, daß nun doch mal endlich untersucht werden müsse, welchen weltweiten Einfluß er, Grass, auf die internationale Literatur gehabt habe; am wichtigsten an der ganzen Rushdie-Sache ist ihm, daß der sich als sein «Schüler» bezeichne. Ich werde allenfalls aufgefordert, da «auch was zu unternehmen» – aber meine Bitte um Mitarbeit am ZEIT-Museum wird abgeschlagen: Er habe eben einen Schreib-Block («Du weißt eben nicht, was das ist») und einen Ekel vor dem leeren Papier. In gewisser Weise natürlich tragisch. Aber auch lächerlich in dem paternalen Gehabe, dem «Ute, hol mal den Aschenbecher» und ICH-ICH-ICH-Gerede.»

Man lächelt, während man solche Tagebuchpassagen liest. Was für eine feine, brillierende Raddatz-Mischung aus faktengesättigter Intelligenz und Klatsch. Dabei wirken die Tagebuchno-

tizen über Grass, Hochhuth oder Maximilian Schell noch milde, verglichen mit dem grimmigen Zorn, den vor allem die Redaktion der ZEIT aushalten muß oder Rudolf Augstein, dem und dessen «Spiegel» unzählige Nebensätze glühendster Abwertung gelten. Seite für Seite erweist sich das Tagebuch so als aufregendes Zeugnis intellektueller Wachheit. Ich habe dieses Dokument lodrender Verletztheit mit den Augen eines Freundes gelesen – nicht mit denen eines Rechtsanwaltes, der bestimmt oft voller Sorge zurückgeblättert hätte, ob da wirklich alles das steht, worüber man erschrickt, und ob es stehenbleibt, auch nachdem man sich die Augen gerieben . . .

*

Tagebücher fangen meist an als Selbstgespräch. Kein Gedanke an «Öffentlichkeit», keine Vorsicht modifiziert zunächst die Notizen. Aber dann, wenn sich ein umfangreicher Text gebildet hat, der beim Wiederlesen standhält, der einigen Nahe-Stehenden imponiert – dann wächst der Drang, das Fixierte zu veröffentlichen. So ging es beispielsweise bei Hebbel, so geht es auch hier. Es steckt beeindruckend viel Menschenkenntnis in diesen Notizen. Und nebenher demonstriert der Tagebuchschreiber, wie boshaft er beobach-

ten kann. Beispielsweise am 9. Oktober 1988:

«Der dienstefrig um Frau Henkel tänzelnde, ... heringshändlerhaft schlauwinernde Unseld, ihr seinen Evangeliar-Reprint für 28 000 andienend; der elegante Ledig, der zu all und jedem sagt: «Es interessiert mich nicht» – was interessiert ihn denn? Nur Monte-Cristo-Cigarren? George Weidenfelds Hotelhallen-Blick, mit dem er beim steilen «so nice to see you» einem über die Schulter blickt, wo der nächstwichtigste Mensch steht; die erloschene Tunte Horst Krüger, mir auf einem Cocktail (!!!) von seinem Selbstmordversuch erzählend und lauernd zu fragen: «Sie sollen ja nicht mehr im ZEIT-Impresum stehen!?»»

Gerechtigkeitshalber muß hier eingefügt werden, daß zahlreiche differenzierte Reflexionen, wie sie Raddatz über Landschaften, Kunstaustellungen, Altersnöte vorzubringen hat, zwar bewegend, oft sogar rührend anmuten, sich allerdings weniger zum Zitiert-Werden eignen als all jene auf Prominente zielenden Giftigkeiten, die wir armen boshaften Erdenbürger nur zu rasch verstehen ...

Ein Diarium, das über Monate und Jahre hin eine derartige Fülle birgt, drängt zum Publiziert-Werden. 1996

notiert Raddatz in seinem Tagebuch: «Meine – unvernünftige? – Idee ist, JETZT mit einem Verlag abzuschließen ... ohne die Tagebücher, natürlich, JETZT zu veröffentlichen. Am liebsten erst nach meinem Tode.» Das klingt ökonomisch einleuchtend. Doch daraus wurde nichts. Im Jahre 2000 besuchte der mächtige FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher den hochgeschätzten Kollegen Raddatz und studierte die Tagebuchordner; er las, so befand er, «einen Kultur-Krimi» und meinte: ««Das ist der bundesdeutsche Gesellschaftsroman, der nie geschrieben wurde.» Schied mit Elogen und einer Zusage: ««Das drucken wir.» Wollte im Hause klären, ob 3 oder 4 Monate lang als Fortsetzung und ob meine Honorarforderungen («Das mache ich schon») erfüllt werden können.» Fabelhafte Aussichten! Im Tagebuch geht es allerdings am 14. Juni 2000 enttäuschend still weiter: «Kein Wort. Kein Fax. Kein Telefonat. Nichts.»

Zunächst schien es auch mir so, als hätte der Autor recht gehabt mit seiner Einstellung, das Tagebuch nicht schon zu Lebzeiten veröffentlichen zu lassen, sondern erst nach seinem Tode. Mittlerweile denke, nein: fühle ich anders. Gerade weil der Text neben manchem Herzlichen, Bewundernden, Grübelnden so ungemein viel Heftiges, Grim-

miges, Kritisches enthält, scheint es nicht redlich vom Autor, dergleichen erst posthum herauszubringen. Jetzt muß er den Betroffenen, den Getroffenen ins Auge sehen: muß er ihre womögliche Abwehr, ihren Unmut, ihr Richtigstellen von Mißverständnissen ertragen. Das scheint mir ehrlicher, als eine solche Bombe zu hinterlassen – sich aber vorher aus dem Staub zu machen.

Während man in diesen Raddatzschen Tagebüchern liest, ermißt man aber auch mit wachsender Beklommenheit, wie stark sich ein solcher Tagebuchverfasser aussetzt, sich mit all seinen Trieben, Schwächen, Wunden und Wünschen preisgibt. Was er riskiert, wenn er nicht im brüderlich verallgemeinernden Tonfall etwa eines Max Frisch schreibt, sondern der Befindlichkeit eines bis in die äußersten Winkel verletzten Selbstwertgefühls und angstvollen Selbstekels nachspürt.

*

Wer im Tagebuch so rückhaltlos immerfort «Ich» sagt, wie Raddatz es tut, muß auch den Zwang unvermeidlicher Wiederholungen in Kauf nehmen. Jeder Sterbliche weiß: Was wir im Leben unausgesetzt zu erledigen, zu erdulden, hinter uns zu bringen haben, das wirkt in dauernder Repetition manchmal

albern. Hält nun jemand im Tagebuch immer wieder fest, wie er in sich eine Überspannung spürt, vor der seine Mitlebenden und Nächstlebenden sich zurückziehen, wie seine ziellose Energie sich manchmal gleichsam gegen sich selbst richtet, ihn innerlich aushöhlt, wie er immer wieder den stets zuverlässig bereiten, witzigen Pausen-Clown spielen muß, wie alle Welt ihn um Hilfe ersucht, während er selbst auch so gern beschützt wäre, und wie lächerlich er sich vorkommt, wenn er einerseits der Öffentlichkeit panisch flieht, aber andererseits doch gern wohlgelitten zu ihr gehört, dann wirken gerade die ehrlichen, wiederkehrenden Bekundungen von Depression verrückter- und unvermeidlicherweise auch larmoyant und eitel. Es genügt, denkt der Leser, einmal zu erfahren, daß es ihm seelisch schlechtgeht. Nur, reflektiert ein solches Tagebuch nicht auch notwendig des Lebens Monotonie?

Doch bloßer Widerwille gegen im Tagebuch mitgeteilte «Leiden» hat etwas Stumpfsinniges. Als George Orwell Salvador Dalís spanisch-hochmütige, perversionsstolze Selbstdarstellung gelesen hatte, schrieb er einen meisterhaften Essay «Zu Nutz und Frommen der Geistlichkeit». Da hält Orwell fest: «Autobiographien sind nur glaubwürdig, wenn sie etwas Unschönes zugeben. Jemand, der über sein Leben nur

Gutes zu sagen hat, lügt in den meisten Fällen, weil jedes Leben, von innen her gesehen, nichts weiter als eine Kette von Niederlagen ist.» Welch großartige Bitterkeit! Alles ernsthafte Schreiben über das eigene Ich vollzieht sich in der Perspektive mitmenschlicher Solidarität. Rückhaltlos mitgeteilte Erfahrungen können auf andere durchaus hilfreich oder zumindest tröstend wirken. Und eben darum scheint eine so grausame Selbstanzeige, wie Raddatz sie am 27. Juli 1996 notierte, eben nicht nur larmoyant oder belanglos-egoman, sondern wahrhaftig und mitteilenswert:

«Kann mir nur einen schrecklichen Dorian-Gray-Spiegel vorhalten», schreibt Raddatz und fährt fort: «Immer und immer mehr werde ich zu einer grotesken, lächerlichen Figur, einem Mann wie eine Attrappe: vor Blumen, Kerzen und erlesenstem Mobiliar alleine zum Abendessen sitzend bei Mozart oder Hanns-Eisler-Platten, bei Weinen oder Champagner aus ichweißnichtwieviellGläsern – – – und zugleich ein zurechtgeschminktes Gespenst, Impotenz schon im Kopf vorwegnehmend, allenfalls wie eine groteske Thomas-Mann-Kopie ... zu den halbnackten Maurern hinüberstarrend, die am Nachbarhaus arbeiten und die wahrlich herrlichsten Körper spielen

lassen (manchmal habe ich das Gefühl, sie wissen, daß ich sie beobachte) – zwei junge, muskulöse, in Shorts vor allem – und sind leicht kokett.» Raddatz schließt bitterlich: «Alles sehr ekelhaft. Ich widere mich an.» Und er fragt sich entmutigt: «Wie kann man in einem solchen Zustand ein Buch schreiben? Oder kann man es gerade?»

Wir wissen, daß Raddatz eine entsetzliche Jugend erlebt hat. Die Mutter, eine Pariserin, starb gleichsam an ihm, der Vater war ein prügelndes Scheusal. Glücklicherweise lassen Raddatz' Tagebuchnotate uns spüren, daß er gleichwohl später leidenschaftlich liebesfähig wurde: zart, gefühlvoll, voller guter Erinnerungen an Erotisches und Vergangenes. Freilich, als Intellektueller vermochte er furchterregend rasch zu reagieren und zu argumentieren. Alles das machte ihn zugleich witzig, ein wenig kokett und überempfindlich: Dauernd meint er mitzuerleben, wie sich seine Partner nur unter vier Augen zu ihm bekennen, ihn aber in der Öffentlichkeit nie in Schutz nehmen. Er mußte sich daran gewöhnen, daß man ihm zwar sehr früh hohe Positionen einräumt, ihn aber alsbald abschießt, um dann später sentimental den schönen Tagen mit ihm nachzutruuern.

*

Die Jahre, von denen das Tagebuch berichtet, handeln auch von seinem Skandalsturz aus ZEIT-Höhen wegen eines peinlichen Goethe-Irrtums, handeln von seinen Ängsten um Vertragsverlängerungen, davon, daß ein Günter Grass ihm noch als fast Siebzigjährigem kühl sagte: «Tja, mit dir kann man sich nicht schmücken, deswegen bist du ja auch in keiner Akademie und hast auch keinerlei Preise.» Solche Bemerkungen, die mittlerweile sachliche Korrekturen erfuhren, drängen ihm die Folgerung auf: «nicht gesellschaftsfähig». Einmal fragt er sich im Tagebuch unheimlicherweise, ob der Mechanismus, der ihn verhaßt macht, nicht mit einer Art «Todestrieb» zu tun hat. Also mit einer unbewußten Tendenz zum Abgrund, als wolle er das Verhängnis. Und da er wirklich nicht nur die großen, stolzen Sünden, sondern auch jene kleinen, peinlichen beichtet, von denen Rousseau sagt, sie seien beschämender als gewaltige Verbrechen, läßt Raddatz einmal wissen, daß seine Begeisterung am eigenen Stil (ein unter Autoren verbreiteter Narzißmus) ihn tatsächlich hindere, Selbstkorrekturen vorzunehmen: «Ich mag und kann nicht mein eigener Lektor ... sein, bin auf peinlich-äffische Weise von der eigenen Prosa angezogen ...»
Freimütige Geständnisse. Vorsicht kennt dieser Radikale im literari-

schen Dienst nicht. Manchmal wird beklemmend spürbar, wie Raddatz im Tagebuch förmlich seinen Gegnern Argumente in die Hand drückt. Kritisch hochmütig fällt er, denkbar unvorsichtig, über andere Tagebücher her, wünscht auch mal arrogant, seine dummen Leser sollten die Klappe halten. Doch so aggressiv er sich gibt – er ist nicht im mindesten rüpelhaft. Beschenkt Freunde und Gastgeberinnen ausgesucht nobel, er weiß, so sah es Grass, wie «sein eigener Butler» eminent Bescheid über angemessene Kleidung, feine Manieren. Das Schlimmste, was dieser angeblich «Linke» an anderen Figuren auszusetzen hat, ist, daß sie keine «Herren» sind. Sondern Kleinbürger, Spießler.

Ein Menschenhasser aus Menschenliebe? Über den Professor Hans Mayer befindet er im Tagebuch: «Ich glaube, das vollständige Abhandensein einer menschlichen Dimension hat diesen geradezu panisch intelligenten Mann gehindert, ein bedeutender Mann zu werden.»

*

Gewiß ist Raddatz im Recht, wenn er argwöhnt, nicht Fehler oder Koketterien hätten sein Scheitern als ZEIT-Feuilleton-Chef bewirkt, vielmehr seien diese ein Vorwand gewesen, sich

seiner zu entledigen, weil er der bundesrepublikanischen Gesellschaft immer wieder enervierend Fragen stellte «nach historischer Schuld, nach politischem Versagen, nach Vergessen und Verscharren und löckchendrehendem «Ich wußte von nichts».» Er verweigert der Welt Opportunismus, bequeme Versöhnung, falschen Frieden. Da der «Spiegel» ihn heftig kränkte, ließ er seinen Duzfreund Augstein nicht mehr ins Haus, als der mal die legendäre Kunstsammlung von Raddatz in Augenschein nehmen wollte. Raddatz ist wohl noch immer zu jung, um bereit zu sein zur Versöhnung mit Gegnern, die seine Seele zu verletzen vermochten. Den Bonzen oder Mitläufern der ehemaligen DDR wirft er genau die gleiche Beschönigung mörderischer Untaten vor wie dem westdeutschen Establishment. Aus nächster Lebens- und Erfahrungsnähe kennt sich Raddatz eminent genau in der intellektuellen Sphäre der jungen DDR wie auch der Bundesrepublik aus; so erinnert er sich sehnsüchtig an die Bildung und Lebenstiefe seines alten Freundes aus der DDR, Erich Arendt. Unmittelbar vorher hatte er sich freilich über die «Pressetante» des Hamburger Rowohlt Verlages geärgert, die sich ihm gegenüber benahm, wie es sich «nicht gehört». Das verlief so:

«Gestern abend Drinks mit der Pressetante von Rowohlt, die wie eine lästige Pflicht die – immerhin – 20 Buchhandlungs«meldungen» für Lesungen mit mir besprach – aber ihre Augen über Rühmkorf («unseren wichtigsten Autor») verdrehte und von den 65 000 verkauften Jelinek-Exemplaren schwärmte. Ich bin ja zum Glück kein neidischer Mensch und freue mich über den Erfolg eines Kollegen – aber es gehört sich doch nicht: Mit MIR muß sie doch über MICH und meine Bücher sprechen, nicht über ein Rühmkorf-Gedicht, sondern über mein Buch? (Das sie offensichtlich garnicht gelesen hatte.) . . .

Das Wort, das diese Tante am meisten benutzte (über Presseleute, Fernsehredaktionen oder Schriftsteller), hieß «hochkarätig.»»

Unmittelbar darauf folgt seine sehnsüchtige Beschwörung der Gestalt Erich Arendt:

«Das vollkommen schockierende Erlebnis, in den alten Briefen an mich zu lesen, heute in Dutzenden von Erich Arendt; nicht nur, was für eine Freundschaft da mehr und mehr gemauert wird – sondern: die wunderbare Neugier, der Hunger nach Kultur. Wer ist Jürgen Becker, was schreibt ein Hubert Fichte, bitte die weiteren Bände

Jouhandeau, wie ist der neue Aragon, habe deinen Artikel über X gelesen und deine Sendung über Y gehört, habe gestern die Nacht durch mit Peter (Huchel) gestritten oder: Ich finde, daß Karl Mickel doch nicht ... Wo gibt es derlei heute noch? KEIN EINZIGER Literat schreibt auch nur EINEN solchen Brief an einen Kollegen – sie SPRECHEN auch nicht so und darüber –, wir sitzen und reden über Geld, über die Angst vorm Alter und ... über unser Unterdrücktsein. Der Vergleich mit diesem großen alten Mann ist geradezu ekelhaft – da war Bildung, Neugier, Lebenstiefe. Hier ist Geplapper, und die einzige Unersättlichkeit ist die des Kontos.»

Aber die Verachtung materialistisch-bundesrepublikanischer Oberflächlichkeit stellt nur eine Perspektive Raddatzscher Betroffenheit dar. Es kommt nämlich, ein wenig später, ein alter Ostberliner Lektor zusammen mit seiner Ehefrau bei Raddatz in Hamburg zu Besuch. Wenn er im Tagebuch beschreibt, wie diese beiden gewissen Menschen auf ihn gewirkt haben, was ihnen fehlte, wie die DDR sie beschädigt hatte, dann imponiert dabei nicht nur das «Was», sondern auch, wie so oft, das geradezu hinreißend vielfältige und erfüllte «Wie». Er kann unbestechlich genau sehen, wahrnehmen,

folgern. Der Besuch des alten Kommilitonen und seiner sympathischen Frau stellt einem deshalb geradezu die Lebensfrage:

«Ist es nicht – DAMIT verglichen – doch ganz gut gegangen: Sie wissen nicht, was Avocados sind, können nicht mit dem Fischbesteck essen, haben noch nie eine Auster gesehen und kennen den Namen Botero nicht. Alles keine Synonyme für Glück; was ist schon Glück? Aber doch Chiffren für ein farbigeres Leben, ein bißchen Glitzern und Freude, die doch AUCH dazugehören sollte? ...

Das hat noch 2 weitere «Probleme»: zum einen die Verkürzung auf «Wohnung ohne Bad» (während ich hier in meiner Ferienwohnung zwei Bäder habe, was sie so wenig verstanden wie meine Frage nach einer Vorspeise oder mein Salat-Dressing, dessen Mischung sie fasziniert zusehen wie einer Zirkus-Nummer). Zum anderen: Dieses grau-stumpfe Leben, kein Mehl und keine Hosen und keinen Whisky, hat sie zwar ehrbar bleiben, aber phantasielos werden lassen. Mein Freund Schneider ist charakterlich eine Nr. 1 – aber er sieht keinen Dix an der Wand und kein Besteck auf dem Tisch und keine Blume in der Vase.»

Wo aber ist nun in einer so beschaffenen Welt des Tagebuchschreibers Fritz Raddatz' eigener Ort? Denkt man darüber nach, dann erahnt man eine seltsame Analogie zur Frankfurter Schule. Die Negations-Marotte von Horkheimer und vor allem Adorno ist ja oft belächelt worden. Die beiden bemerkten früh, daß sie keinen eigenen und wirklichen gesellschaftlichen Ort mehr fanden, weil die bürgerlich-kapitalistische Seite Hitler und Auschwitz zugelassen hatte, die kommunistische stalinistische Prozesse und gleichfalls millionenfachen Mord. Darum gab es für Horkheimer und Adorno keine eigentliche «Position» mehr. Sondern nur noch bestimmte «Negation». Also: «Negative Philosophie» oder auch «Negative Dialektik». Adornos anmutig-verzweifelte Formel dafür lautete: «Wir verdüsterten Hedonisten».

*

Zwanzig Jahre Tagebuch umfassen mannigfache Lebensläufe. Beim Lesen gewinnt man gleichwohl das Gefühl, einem keineswegs sehr großen Kreis von Menschen zu begegnen und dann Lebensschritt für Lebensschritt beklemmend präzise zu erfahren, wie sie alle hinfällig werden, wie sie altern oder sterben müssen. Wir stoßen auf bewegende Schicksale. Vielleicht mehr noch

als in seinen wahrhaft lesenswerten Novellen und Romanen wird dabei die erzählerische Potenz des Tagebuchschreibers deutlich.

*

Ein Letztes: Das kritisch-publizistische Reagieren hat gewiß etwas Logisch-Handfestes, aber das schöpferische Produzieren darüber hinaus etwas unendlich Heikles. Darum gilt: «Alles Mißlingen hat seine Gründe. Aber alles Gelingen hat sein Geheimnis.» Innig hebt Raddatz den passionierten, durchaus unkeusch liebenden und geliebten Pfarrer Jochen Mund hervor, dessen Mündel er einst gewesen ist. Dieser Fast-Heilige war bemerkenswerterweise für den sonst so strengen Raddatz sowohl zwielichtig als auch integer. Nämlich: «ZK und Pfarrer, Oberst der Volkspolizei und Vertrauter der Kirchenleitung, SEDmitglied und Nichtmehr-Marxist.»

Andächtig beschwört ihn Raddatz in seiner Tagebuchnotiz vom 8. August 1992. Ungeheure Dienste hätte jener Jochen verrichtet, wirklich religiös sei er gewesen, bis zur schlimmen TB-Erkrankung habe er sich aufgeopfert. Für dies Ungeheuerlich-Unerklärliche findet der Tagebuchschreiber dann einen wunderbar demütigen Schlußsatz: «SO ist das Leben».





Wo beginnen ...

... mit Inge Feltrinelli



Mit Inge Feltrinelli und Amaldo Pomodoro
Ende der achtziger Jahre

Wo beginnen?

Ich treibe wie Treibholz durch Paris – mal mit dem Wirbelsturm namens Inge Feltrinelli zu 6 Personen im «Lipp» (u. a. mit dem momentan erfolgreichen amerikanischen Romancier Richard Ford und einem englischen Literatur-Agenten, Ed Victor, der sich noch daran erinnerte, wie ich 1969 die rebellischen Studenten, an der Spitze Danny

le rouge, in den «Hessischen Hof» lotste und dort eine «revolutionäre Rede» hielt – wahrlich *tempi passati*); mal – sehr logisch – auf dem Edel-Flohmarkt in Clignancourt, wo ich leichtsinnig eingekauft habe, eben jenen «Plunder» – aber ich sage mir: In 10 Jahren bist du tot, warum nicht jetzt sich noch an etwas freuen?; mal in der Corot-Ausstellung, wo ich sein Licht, seine

schönen Portraits und, Höhepunkt, die «Nude Romaine» (??) erstmals richtig entdeckte – ein Wunder von einem Bild, eines von denen, die/das ich stehlen möchte – und mal alleine im «Récamier», luxuriös essend und des süßen Freundes Cioran gedenkend, mit dem ich dort oft gegessen und der mir vorausgegangen.

Paris, den 26. März 1996

Letzter Tag in Kampen – von so strahlender Herbstschönheit, daß die Angstmelodie summt, es könnte überhaupt mein letzter Tag hier sein. Es waren

5 wunderbare Wochen, mit meist schönem Wetter und bei interessanter, aber nicht erdrückender Arbeit.

Gelegentlich komische Besuche wie der von Inge Feltrinelli. Sie rollte sich wie eine genießerische Katze auf dem Sofa zusammen, als ich ankündigte, von dem «fürchterlichen» Fest für Wapnewski zu erzählen. «Sprich, erzähle alles, himmlisch, war es wirklich so schlimm?» – und dann genoß sie es mehr als den Champagner. Beste Freundinnen.

Kampen, den 26. September 1992



Mit Inge Feltrinelli und Gabriele Henkel

*Der Mensch, der mein Leben
wie wenige andere prägte*

Er ist der Mensch, durch den ich nach Hamburg geriet und der mein Leben wie wenige andere prägte – bis hin zu Läppisigkeiten: Wenn ich heute bei Ladage + Oelke oder im Vier Jahreszeiten wie ein Fürst bedient werde – auch das habe ich ihm zu verdanken. Aber viel, viel mehr meine ganze Internationalität, meinen beruflichen Aufstieg, meinen «Ruhm» – alles fing mit ihm an und hängt mit ihm zusammen; selbst die ZEITjahre – vom Baldwin-Interview zum übermorgigen mit Nadine Gordimer (die ich ja durch Weidenfeld kenne und den wieder durch Ledig) –: tiefe Spuren.

Im Persönlichen ohnehin, er hat mich beeindruckt, amüsiert und verletzt. Ich habe ihn geliebt, dennoch.

28. Februar 1992



Mit Heinrich Maria Ledig-Rowohlt